

Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon

Eine der herausragenden Lehren von Jesus in seiner »Bergpredigt«, die für uns Templer richtungweisend ist, lautet: Sorgt euch nicht um Nahrung oder Kleidung. Das Leben ist mehr als Nahrung und Kleidung. Tiere und Vögel sorgen sich nicht um solche Dinge, und doch werden sie von Gott nicht vergessen. Ihr könnt euer Leben nicht dadurch verlängern, dass ihr euch sorgt. Das tun vielleicht die Heiden. Aber ihr, meine Anhänger, sollt vor allem anderen nach Gottes Reich und nach seiner Gerechtigkeit trachten, dann wird auch das Nötige zukommen. Das ist in der Tat das Leitwort der Tempelgesellschaft und steht in Buchstaben an der Wand dieser Gemeindegemeindekapelle.

In unserer heutigen Sprache ist das Gottesreich derjenige Zustand von Glückseligkeit, den die Menschen erreichen, wenn ihre tiefsten Lebensbedürfnisse befriedigt werden. In diesem Zustand werden sie fähig, anderen voll zu vertrauen. Sie werden das Wohl der Gemeinschaft vor ihre eigenen ichbezogenen Wünsche setzen. In der Bibel heißt das, »den Nächsten zu lieben wie sich selbst«. Man kann diesen Zustand nicht erreichen, wenn man nach Reichtum strebt. Aber man kann ihn erfahren, wenn man denen, die in Not sind, großzügig etwas abgibt und die Hilfe anderer dankbar annimmt. Man kann Gottes Gerechtigkeit dadurch üben, dass man anderen vergibt, so wie andere einem selbst vergeben.

Leider sind das heutige westliche Wirtschaftssystem und unsere Lebensführung ganz auf Geld ausgerichtet. Sind die Menschen der heutigen Zeit glücklich damit, und leben sie in Frieden? Nein! Jeder hat Angst vor dem nächsten terroristischen Angriff. Und die Politik konzentriert sich vor allem auf die Herstellung besserer Waffensysteme, die unseren Reichtum gegen Terroristen schützen sollen. Die Menschen der westlichen Welt sind alles andere als befriedigt in ihrem grundlegenden menschlichen Verlangen nach Frieden, Harmonie, Vertrauen und den guten Beziehungen zu ihren Mitmenschen.

Wie seinzeit Jesus sehen wir eine Antwort auf dieses Problem klar und deutlich: Niemand anderer als wir selbst können den nötigen Frieden und die Harmonie unter uns herstellen. Wir sind es, die unsere Einstellung ändern müssen, weg vom Beharren auf unseren Rechten, hin zum Streben nach Frieden und gutem Willen vor allem anderen. Wir Templer haben uns ein sehr praktisches Ziel gesetzt. Ein Bedürfnis dafür ist in unserer Welt überaus stark vorhanden. Wir heißen jeden willkommen, der im Streben nach diesem Ziel mit uns gehen möchte. Denn dann werden – zumindest in unseren Gemeinden – alle anderen äußeren Dinge zu einem guten Ende kommen.

Das ist die Zusammenfassung unserer Religion. Sie sollte ganz und gar zum Ausdruck kommen in der Art und Weise, wie wir leben. Lasst unser Sommerfest zu

einer Feier des guten Willens und der Freundschaft werden. Ich lade alle ein, das Sommerfest freudig in diesem Geist zu erleben.

Dr. Rolf Beilharz, Gebietsleiter der TSA, in seiner Eröffnungsansprache beim diesjährigen Sommerfest in Bayswater; übersetzt von P.L.; erscheint gleichzeitig in Englisch in der Zeitschrift "Templer Record"

Wenn wir im Wasser zu versinken drohen

Gedanken zur Geschichte vom Gehen des Petrus auf dem See

Mit der Wundergeschichte vom Gehen auf dem Wasser haben wohl viele von uns ihre Schwierigkeiten. Dass Naturgesetze außer Kraft gesetzt werden, dass zuerst Jesus, dann auch Petrus ein Stück weit über den vom Sturm aufgewühlten See gehen, dass der Sturm aufhört, als Jesus ins Boot steigt, erscheint uns völlig unglaublich. Das kann sich so nicht zugetragen haben.

Dabei müssen wir berücksichtigen, dass die Geschichte nicht einen realen Vorgang wiedergeben will, sondern einen Symbolgehalt, den das Erzählte bildhaft verdeutlichen soll. Der Evangelist Matthäus, der diese Geschichte berichtet, schreibt für eine Gemeinde in einer Zeit, als christliche Gemeinden noch eine angefeindete Minderheit waren. Und dieser Gemeinde legt er das Beispiel vor: der unbedingte Glaube macht das eigentlich Unmögliche möglich. Wenn ihr am Glauben festhaltet, werdet ihr bestehen, vor Gott, aber auch vor einer feindlichen Umwelt.

Somit spiegelt diese Szene eine Glaubensüberzeugung des Matthäus wider, die in meinen Augen anders ist als diejenige Jesu. Wenn wir außerdem glauben, dass sie sich so, wie sie erzählt wird, gar nicht abgespielt hat – geht sie uns dann überhaupt etwas an?

Mich hat sie immer wieder sehr berührt, und zwar deshalb, weil dieses eindrucksvolle Bild eine Erfahrung widerspiegelt, die ich selber immer wieder gemacht habe, zunächst als Lehrerin in Schulstunden, später, weniger deutlich, auch in Vorträgen. Wenn eine Unterrichtsstunde gut läuft, dann ist das wie ein Gewebe aus Fragen und Antworten von beiden Seiten, an dem beide Seiten mitwirken. Das heißt, dass die Mehrheit dem gemeinsamen – meist vom Lehrer zugrunde gelegten – Gedankengang folgt. Dann trägt das Gewebe. Es kann aber auch vorkommen, dass es reißt. Man merkt plötzlich, dass am eigenen Gedankengang etwas nicht stimmt, oder man spürt umgekehrt, dass die Schüler

AUSSAGEN ZUM GLAUBEN DES TEMPELS

Jesus lehrte uns, Vertrauen zu haben

nicht mehr mitgehen. Dann wird man unsicher, traut den eigenen Worten nicht mehr, Worte und Erklärungen, die vorher von selbst kamen, fallen einem nicht mehr ein. Man schwimmt, oder, um zu unserem Bild zurückzukommen, man hat das Gefühl unterzugehen, wie Petrus im See.

Dasselbe kann auch in den Beziehungen zu den Menschen, die uns nahe stehen, geschehen. Es zerbricht plötzlich das Gewebe des Vertrauens, das uns mit anderen verbindet, ebenso das Vertrauen zu uns selbst. Plötzlich vertraue ich nicht nur meinem Urteil, sondern auch meinen Motiven nicht mehr, bin in keiner Handlung und keinem Wort mehr unbefangen. Weil ich mich selbst als minderwertig erlebe, kann ich nicht mehr glauben, dass die anderen mich anders sehen. Ich habe Angst vor den Menschen, mit denen ich bisher selbstverständlich umgegangen bin. Und weil ich mich mit dieser Angst selbst blockiere, kann ich mit niemandem mehr unbefangen umgehen. Das Gewebe des Vertrauens, das mich bisher unbemerkt und selbstverständlich getragen hat, reißt immer weiter, bis ich das Gefühl habe zu versinken – wie Petrus auf dem See.

Was dieses Bild für mich so eindrücklich macht, ist der harte Wechsel zwischen dem unreflektierten, vertrauensvollen Gehen auf dem See und dem plötzlichen Einbruch der Angst – für den im Text als Grund nur gesagt wird: »als er den starken Wind sah«. Der Wind war schon vorher da, aber Petrus hatte ihn gar nicht wahrgenommen. Sein Glaube

trug ihn über das Wasser. Erst als er plötzlich Angst bekam, begann er zu sinken – nicht umgekehrt.

Für Matthäus steht der Glaube im Mittelpunkt, der vor dem Versinken bewahrt: Jesus streckt die Hand aus und zieht Petrus zu sich. Dieses Bild ist eingängig, und es ist tröstlich. Aber betrifft es uns? Was will Matthäus damit seiner Gemeinde sagen? Wohl, dass sie, wenn sie unbeirrt auf Jesus ausgerichtet bleibt, am neuen Glauben festhält, auch aus aussichtsloser Not errettet wird. Immer? Und was heißt Errettung? Bewahrung vor Verfolgung? Stärke in der Verfolgung bis in den Tod? Eingehen in das bald erwartete Reich Gottes? Einfach irgendeine Art von Hilfe?

Hier schwimmt für mich die Symbolkraft des Bildes. Diese möglichen Deutungen haben mit meinem konkreten Leben nichts zu tun.

Ich habe vorher gesagt, dass das Versinken für mich ein Bild für den Verlust von Vertrauen ist – Vertrauen zu sich selbst und zu anderen. Das hat mit Glauben, wie ihn Matthäus versteht, wenig zu tun. Aber für Jesus hat Glauben Vertrauen bedeutet – Vertrauen zu Gott, aber eben auch, wie die Heilungswunder zeigen, Vertrauen zum anderen und damit auch zu sich selbst – das eine hängt mit dem anderen eng zusammen, so wie auch Liebe zu Gott und Liebe zum Nächsten eng miteinander verschlungen sind.

Wenn ich das Vertrauen zu anderen und zu mir selbst verloren habe, kann das Vertrauen zu Gott die rettende Hand

sein, die mich vor dem Versinken in Verzweiflung und Sinnlosigkeit bewahrt. Auch wenn ich mir nicht mehr vorstellen kann, dass andere mich annehmen, dass sie mich verstehen, dass sie es der Mühe wert finden, sich mit mir abzugeben, dann kann ich immer noch darauf vertrauen, dass Gott das tut.

Das ist nicht der bergeversetzende Glaube, der befähigt, über das Wasser zu gehen, und nicht die spektakuläre Errettung, die Matthäus meint, aber es ist ein Halt, der mich tragen kann, der mir hilft, die Angst zu überwinden, die mich von anderen trennt, so dass langsam und allmählich das Vertrauen zu mir selbst und anderen wieder wächst, bis das Gewebe des Vertrauens wieder trägt, ohne das wir nicht leben können.

Wir können es nicht selbst machen, es ist Geschenk, wie alle unsere Gaben. Und doch können wir etwas dazu tun. Schon unsere Sprache macht das deutlich mit Ausdrücken wie »Vertrauen erwerben«, »Vertrauen pflegen«.

Dabei geht es zwar um ein mehr äußeres Vertrauen, darum, dass wir einander nicht betrügen oder uns gegenseitig auf Hilfe verlassen können, wenn wir sie brauchen. Aber auch das tiefer

reichende Vertrauen, dass andere uns als Person annehmen mit all unseren Schwächen, lässt sich zwar nicht erwerben, aber pflegen: dadurch, dass wir auch sie ohne Vorbehalte annehmen, dass wir versuchen, offen auf sie zuzugehen, uns nicht schämen, Fehler und Schwächen zuzugeben, auch über unsere Verletzungen zu reden.

Auch Selbstvertrauen kann man üben, wenigstens ein bisschen, indem man sich an Dinge wagt, die man sich eigentlich nicht zutraut, und sich nicht immer hinter das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit zurückzieht. Immer geht es darum, die kleinen Schritte zu tun, die wir tun können, und darauf zu vertrauen, dass daraus etwas wachsen kann.

Dabei kann uns Gottvertrauen helfen, auch ein kleines, unsicheres. Ein Vertrauen, dass Gott uns hält, auch wenn wir Fehler machen, und vor allem: dass er uns annimmt, auch und gerade dann, wenn wir selbst es nicht mehr können. Daraus können wir dann vielleicht auch Kraft schöpfen für die nächsten kleinen Schritte. Darum können wir bitten.

Dr. Brigitte Hoffmann in einer Gottesdienstansprache in der Tempelgemeinde Stuttgart am 20. Oktober 2002

Achtung, Ansteckungsgefahr!

Lächeln ist ansteckend; man wird von ihm angesteckt wie von einer Erkältung. Als mich heute jemand anlächelte, begann ich auch zu lächeln. Als ich um die Straßenecke bog, kam mir ein anderer Passant entgegen. Auch er lächelte, und es wurde mir bewußt, dass ich ihn durch mein Lächeln angesteckt hatte. Ich erkannte, dass ein einziges Lächeln, so wie meines, sich um den ganzen Erdball fortpflanzen könnte. Unser Lächeln darf also nicht unbeobachtet bleiben! Lasst uns eine Epidemie auslösen und die ganze Welt damit anstecken! Denn jeder braucht diese Ansteckung.

Eingesandt von Horst Blaich

Lesermeinungen

Gedanken zu den Agapefeiern in Deutschland und Australien Zum »Warte«-Beitrag im Juni-Heft 2004

Wenn wir von »Abendmahl« sprechen, ist dies schon im Gegensatz zu dem, was Christoph Hoffmann im Sinn hatte. Ich weiß von älteren Templern hier in Australien, dass in früheren Zeiten, also Anfang des 19. Jahrhunderts, ein Versöhnungsfest oder, wie andere sagten, ein Liebesmahl am Gründonnerstagabend gefeiert wurde.

Wie ich hörte, waren es in Haifa nur Männer, die daran teilnahmen, und eine ihrer Frauen spottete, sie kämen nur zusammen, um zu trinken. Philipp Wurst sagte in Haifa: Was für einen Zweck hat es, wenn man gegenseitig sagt: »Ich ver-

gebe dir« und nachher ist wieder alles beim Alten? Er hat es deshalb abgeschafft.

Ich stelle mir eine Agapefeier so vor: Es gibt kein Programm. Man trifft sich zu einem gemeinsamen Mahl. Ein Ritual mit Wein und Brotbrechen gibt es nicht. Man unterhält sich ernstlich über Glaubensfragen. Also keine Schwätzelei. Wenn wir an Jesu Opfer denken, dann ist das kein trauriges Geschehen, sondern ein Wiederanfang für die Menschheit, wie das Osterfest auch allgemein gefeiert wird.

Kurt Beilharz, Bayswater

Anmerkung des Schriftleiters: Christoph Hoffmann hatte seinerzeit an der »sakramentalen« Auffassung des Abendmahls Kritik geübt, weshalb wir bei den neu eingeführten Feiern das durch die kirchliche Praxis belastete Wort »Abendmahl« durch »Agapefeier« (Liebesmahl) ersetzt haben, so wie auch unsere Auffassung von »Taufe« mit dem Wort »Darstellung« ausgedrückt wird. Wenn eine Versöhnungsfeier in der Vergangenheit vielleicht manchmal nicht zur Versöhnung geführt hat, heißt dies nicht, dass wir eine Versöhnung untereinander nicht immer wieder neu anstreben sollten. Wenn wir Templer bei unseren Agapefeiern in einer gewissen Weise ein Ritual pflegen, dann geschieht dies aus der Erkenntnis heraus, dass dadurch beim Teilnehmer etwas bewirkt wird, was durch Worte allein nicht bewirkt werden kann.

Buch über Schwarzwald-Templer in neuer Auflage

Über die aus dem Nordschwarzwald stammenden Templer hat neben Willi Bidermann (*»Vom Schwarzwald ins Heilige Land - Die Templer im Schwarzwald und ihr Aufbruch nach Palästina«, 1990*) der Calmbacher Heimatforscher und Regionalhistoriker Fritz Barth wert-

volle Untersuchungen angestellt. Seine 1997 herausgegebene Schrift *»Templer und andere Erweckungsbewegungen im Nördlichen Schwarzwald und weit darüber hinaus«* ist nun in 2. überarbeiteter und erweiterter Form erschienen. Diejenigen unter unseren Lesern, die im

letzten Jahr an unserem geschichtlichen Sonntagsausflug in den Nordschwarzwald teilgenommen haben, werden sich an die Erläuterungen von Fritz Barth erinnern, die von einer profunden Kenntnis der Geschichte der sogenannten »Waldorte« Neuweiler, Oberkollwangen, Zwerenberg und Möttlingen zeugten.

Schwerpunkte des »Templerbüchleins« sind: Darstellungen der durch Pfarrer Johann Christoph Blumhardt ausgelösten Möttlinger Erweckungsbewegung; des Lebenswegs von Friedrich Keller, der als Metzgergeselle aus Neuweiler auswanderte und es in Haifa zum Kaiserlich Deutschen Vizekonsul brachte; sowie des Schriftwechsels, den Johannes Proß von Südastralien aus mit seinem Vetter, dem Neuweiler Bürgermeister Fritz Hanselmann, über das Leben der Templer in Palästina vor und während des Zweiten Weltkriegs führte.

Neu hinzugekommen sind noch Erzählbeiträge von Heinz Günthner aus Sprollenhaus, Fritz und Wilhelm Feil aus Conweiler und Ida Hansis aus Tübingen, die ein Licht auf das harte Aufbauwerk der Templer in Palästina werfen. Sie sind angereichert mit zahlreichen Fotos aus dem jeweiligen Familienbesitz. In ihrer anschaulichen und vielfach humorvollen

Art führen sie dem Leser ein lebendiges Bild der Vergangenheit vor Augen.

Man merkt dem Verfasser an, dass er der Geschichte der Templer großes Interesse entgegenbringt, indem er sehr genau auf das Verhältnis der Kirche zu den ursprünglich pietistisch eingestellten und später selbständig gewordenen Jerusalemsfreunden eingeht und die Gründe für die Trennung darlegt. Kennzeichnend für die damaligen Bewohner dieser Schwarzwaldregion war ihre tiefe Frömmigkeit, aus der heraus ihre Bewegungen und Werke entstanden (hier sind natürlich auch Gestalten wie Martin Blaich und Johannes Seitz zu nennen, die 1878 den Evangelischen Reichsbrüderbund gründeten). Dass diese Frömmigkeit »zuweilen den Keim des Sektiererischen oder sogar Okkulten« in sich getragen habe, wie es Joachim Kuolt von der Volkshochschule Oberes Enztal in seinem Geleitwort feststellt, wird meines Erachtens der Sache nicht ganz gerecht. Zwar sind aus diesen Waldorten viele Sonderbewegungen hervorgegangen, doch dürfte das eher als ein Zeichen für die Intensität der geistigen Bestrebungen gewertet werden.

Die Schrift von Fritz Barth ist für 5 Euro bei der TGD-Verwaltung zu beziehen. P.L.

Lieber Leser,

wenn Ihnen Inhalt und Gestaltung unserer Zeitschrift »Warte des Tempels« zusagt und sie dieses Forum freichristlicher Gedanken fördern möchten, dann geben Sie dieses Heft bitte an Freunde und Bekannte weiter, die es noch nicht kennen. Sie können weitere Exemplare kostenfrei anfordern. Oder Sie geben uns die Anschrift eines Interessenten auf, dem wir kostenlose Probehefte zusenden.
